



BRK

Bayerisches Rotes Kreuz

**KREISVERBAND
MÜNCHEN
SEITZSTRASSE 8**

80538 MÜNCHEN

Telefon 089 / 2373 -282

Telefax 089 / 2373 -44 282

e-mail: service@brk-muenchen.de

Internet: www.brk-muenchen.de

5. Münchner Fachtagung Führen von Einsatzkräften

Spannungsfeld Einsatzkräfte und Medien

Zusammenfassung der Referate
von Samstag, den 26.05.2001

Katastrophen-tourismus und Mediengier Ursachen, Entwicklungen und Möglichkeiten aus wissenschaftlicher Sicht

Vortrag zur 5. Münchner Fachtagung „Führen von Einsatzkräften“, München, 26.05.2001

Wolf R. Dombrowsky
KFS, Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Problemstellung

Katastrophen-tourismus und Mediengier erweisen sich zunehmend als „normale“ Begleitphänomene von Schadenslagen, insbesondere der großen und spektakulären. Noch vor Polizei oder Feuerwehr schreien, wie in der Fabel von Hase und Igel, Gaffer und Journalisten: „Ik bin all dor!“ Im Zuge so genannter „Mediatisierung“ haben sich die Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit verschoben, haben sich unsere Art des Sehens und Zusehens wie auch der Abbildung und Inszenierung des Sichtbaren geändert und haben sich die sozialen Vereinbarungen über Bedecken und Entblößen, mithin auch über Scham und Pietät gewandelt. Jeder genannten Veränderung gehen, wie allem Wandel, Spannungen bis hin zu Konflikten einher. Sie lassen sich erahnen, wenn Einsatzkräfte ihren Erfahrungen mit den Medien und den vielfältigen Formen von Schaulust freien Lauf lassen. Sehr häufig brechen Vulkane aus, angestaute Aggressionen, Abscheu, Abneigung, gelegentlich sogar Hass und Wut. Die Problematik ist hochgradig emotionalisiert, teilweise bis zum Verlust der rationalen Kontrolle. Was aber regt so auf? Aus welchen Quellen speist sich die starke Affektgeladenheit? Warum ziehen Gaffer und Medien so schnell und so übereinstimmend so viel Ablehnung auf sich?

Auf alles gibt es Antworten, doch sei vor den allzu schnellen und einfachen gewarnt. Sie verstellen am ehesten den Blick auf andere Möglichkeiten - sowohl der Erklärung als auch der Handhabung. Das zu Handhabende läßt sich letzten Endes nur in den Griff bekommen (und handhaben), wenn es zuvor richtig begriffen, also zutreffend erklärt werden konnte. Dazu mag Wissenschaft beitragen.

Praktisch stellt sich die Problematik ohnehin jenseits aller Aufgeregtheit und Erregung: Alle Einsätze, vor allem große Schadenslagen bis zur Katastrophe, stellen vor Kapazitäts- und Verteilungsprobleme (Warteschlange, Triage): Nicht allen Erfordernissen kann mit den verfügbaren Ressourcen zu gleicher Zeit und gleich gut entsprochen werden. Schon diese Abwägungs- und Entscheidungsprozesse erfordern gekonnte Führung. Treten nun noch Faktoren hinzu, die der Schadens- und Bewältigungssituation sachlich nicht zugehören, aber trotzdem Ressourcen binden, so wirkt sich dies sehr schnell emotional aus. Neugierige wie Journalisten am Schadensort erscheinen in der Regel als eine derartige zusätzliche Bürde: „Nicht auch DIE noch!“ Das Gefühl einer zusätzlichen und im Grunde überflüssigen Belastung beginnt, die eigentliche Aufgabe zu überlagern und steigert dadurch den Ärger abermals. Was also ist zu tun? Mit zusätzlichem Personal auch noch erweiterte (und eigentlich unnötige) Ordnungs- und Sicherungsaufgaben schultern, großräumig absperren und der Schaulust ein Ende bereiten? Doch wäre dies noch gute und angemessene

Führung? Bedeutete „Führung“ nicht vielmehr, in einer elementaren, Leib und Leben bedrohenden Situation den Blick fürs Wesentliche zu bewahren und mit den verfügbaren Ressourcen möglichst vielen Opfern die bestmögliche Hilfe zuteil werden zu lassen? Insofern erweist sich Führung auch als ökonomische Kompetenz, als Optimierungsvermögen und damit als Managementaufgabe, der das Rationale des Gesamtzusammenhangs nicht durch emotionale Randprobleme verlustig gehen darf.

Ursachen

Im Wort "Wirklichkeit" steckt das Verb "wirken". Unsere Wirklichkeit ist das Ergebnis unseres Wirkens. Doch vor allem Bewirken liegt die Vorstellung, das Bild von der Wirklichkeit und dem, was bewirkt werden soll. "Katastrophentouristen" und „Mediengier“ sind solche Bilder. Sie malen uns aus, was wir für wirklich halten und was wir bewirken wollen. Unsere Begriffswahl repräsentiert folglich auch eine „Programmaturik“: So sehe ich die Wirklichkeit und so will ich darauf einwirken...

Somit repräsentieren die Begriffe der Überschrift Teile meiner Programmaturik. Da ich jedoch die Wirklichkeit als Wissenschaftler zu sehen versuche, teile ich keine individuelle Meinung mit, sondern nachprüfbar empirische Erkenntnisse, kurz: die in der Überschrift angekündigte „wissenschaftliche Sicht“:

Was wir gemeinsam feststellen können ist, dass sich unser Verhalten gegenüber Katastrophen zu wandeln scheint. Zunehmend mehr werden Katastrophen zu allgegenwärtigen Ereignissen, die uns die Medien „frei Haus“ liefern. Welche Katastrophen geliefert werden, entscheiden nicht wir. Dass eine Auswahl stattfindet, wissen wir, ohne jedoch die Auswahlkriterien zu kennen. Es gibt verschiedene Theorien darüber, wie „die“ Medien funktionieren, - auch dies ist weitgehend „Programmaturik“ - man höre nur an, was über die Bild-Zeitung oder CNN gesagt wird...

Auch die frei Haus gelieferten Produkte sind programmaturisch - zum einen allein durch die Auswahl, zum anderen durch ihre Einbettung in Kontexte - in Sendeformate, in Erklärung, in Kommentare. Im Grunde wissen wir, dass Bilder nicht Wirklichkeit abbilden, zumindest nicht zwangsläufig. Zugleich hassen wir es, manipuliert zu werden. Wir wollen nicht hinters Licht geführt werden, sondern im Gegenteil, hinter die Dinge blicken. Immer häufiger müssen wir erfahren, dass wir gerade dort, wo ein „hinter die Dinge blicken“ am wichtigsten gewesen wäre, am schamlosesten hinters Licht geführt wurden. Jede Kriegspropaganda beweist dies aufs Neue, am extremsten wohl die Bebilderung des Irak-Krieges (vgl. Löffelholz 1993; Virilio 1997).

Auch die Bebilderungen von Katastrophen tragen manipulativen Charakter. Oft soll Mitleid erregt und Spendenbereitschaft erzeugt werden, oft geht es deshalb ausschließlich um berührende Einzelschicksale. Überall dort, wo Hintergründe beleuchtet werden, insbesondere zurechenbare Verschuldungen, verändert sich die emotionale Beteiligung der Medienrezipienten. Sie leiden dann nicht mehr mit den „unschuldigen“ Opfern, sondern sie bedienen

unterflorige Vorurteile: Selber schuld...

Je nachdrücklicher wir den Manipulationsmöglichkeiten gewahr werden, desto intensiver wird der Wunsch nach authentischer, unverfälschter Information. Man beginnt, die Nachrichten und Bilder über die Wirklichkeit nach der Verlässlichkeit ihrer Produzenten zu gewichten, ironischer Weise mit sich selbst als Referenzwahrheit, gefolgt von Augenzeugen, wobei auch hier die Glaubwürdigkeit mit der Entfernung abnimmt: Wen man persönlich kennt, dem glaubt am ehesten. Untersuchungen über Wahrnehmung und Urteilsbildung wie auch über die Glaubwürdigkeit von Augenzeugen erschüttern diese Annahmen jedoch grundlegend (vgl. Squire/Kandel 1999; Schacter 1999). Tatsache ist, dass unser menschliches Wahrnehmen und Erinnern von unseren kulturellen und sozialen Lebensbedingungen abhängt und beide zudem permanent umstrukturiert werden, wenn auch unterschiedlich schnell und gründlich. Unser Gedächtnis speichert Wahrnehmungen und Erinnerungen nicht starr ab, sondern baut sie beständig um und reformuliert Inhalte und Verknüpfungen. Informationen, die erst später zur Verfügung stehen, fließen ebenso ein wie die Deutung des ursprünglich Erlebten durch signifikante Andere oder einflußreiche neue Erfahrungen. Dabei spielt insbesondere der individuelle „Erzählstil“ (vgl. Sennet 1998) eine große Rolle. (Durch ihn werden z.B. oftmals von den Erwachsenen erzählte Erlebnisse zu „eigenen“ Kindheits-erinnerungen.)

Natürlich stünden wir in Gefahr, auf die eine oder andere Weise „verrückt“ zu werden, begännen wir, derart an uns selbst zu zweifeln. Auf wen sollten wir uns verlassen, wenn wir uns selbst nicht mehr trauen könnten? Zudem hilft uns ein weiteres Selbstinterpretations-schema, trotz dieses permanenten Selbstumbaus intakt und konstant zu bleiben: Wir wenden den Wandel ins Positive und nennen ihn Reifung. Im Kern können wir so „authentisch“ bleiben und uns als fortwährende Identität wahrnehmen: „Und schlägt der A.... auch Falten, wir bleiben doch die Alten!“

Logisch und mehr noch psychologisch ist diese Konstantsetzung unerläßlich. Einem jeden Menschen stehen alle anderen wie die ganze Welt gegenüber, deren Bewegung und Wandel muß um des Überlebenserfolges willen beständig erkannt und in seiner Bedeutung verstanden werden. Nur wenn darauf richtig, d.h. angemessen reagiert wird, stellt sich Erfolg ein. An dieser Stelle wird die menschliche Gier nach Bildern unmittelbar verständlich. Zumeist wird nämlich übersehen, dass alle höher organisierten Lebewesen Augenwesen sind und "Neugier" ihr Entdeckungsvorteil ist. Beim ewigen Vorstoß ins Möglichkeitenuniversum ist neugieriges Sehen-Wollen ein ganz eminenterer evolutionärer Vorteil. In der Anthropologie ist die zentrale Bedeutung des Zusammenhangs von Sehen und Einsehen seit langem bekannt; - zur Erklärung des Zuschauens bei Katastrophen wird dieser Zusammenhang leider nicht in Betracht gezogen. Arnold Gehlen (1974:55) wies darauf hin, daß der Mensch bildbedürftig, ja bildersüchtig sei, weil Welt überhaupt nicht anders zu haben ist als über die Projektionen von Vorstellbarkeit. Was sich der Mensch nicht vorstellen kann, ist für ihn nicht real und wird nicht real. Vor allem aber gewinnt Welt nur *soziale* Bedeutung über den Abgleich mit den Bildern, die sich andere gemacht haben. So wie es zum räumlichen Sehen zweier Augen bedarf, so bedarf es zum sozialen Einsehen vieler, um die eigene Sicht der Dinge erst so ganz aus der Differenz zu anderen Sichtweisen gewinnen zu können.

Die ungefährlichste Form menschlichen Erlebens ist das Zuschauen: Sehen, ohne Handeln zu müssen. Darin steckt, mehr noch als beim lerntheoretisch bedeutsamen Zusammenhang von Sehen und Einsehen, der evolutionäre Selektionsvorteil eines ungefährdeten Dabeisein-Können. Dieter Ciaessens (1980; 1970) hat auf die soziale Bedeutung dieser Distanzierungschance hingewiesen: Man ist sehend dabei, aber doch auf sicherer Distanz. Zugleich ermöglicht der innere Wechsel zwischen Sehen und Vorstellen, Wegsehen und Projizieren ein Probehandeln im gedanklichen Selbstversuch: „Was machte ich denn in dieser Lage?“ Indem man Distanz ohne Ortsveränderung bewerkstelligen kann, läßt sich die Welt vom Leibe halten, ohne fliehen oder kämpfen zu müssen. Darüber gewinnen wir auch im wirklichen Leben ordnungstiftende Souveränität. Das wechselvolle Hin- und Wegschauen bei dem, was Anderen widerfährt, ist dafür ein ideales Übungsfeld; auf ihm läßt sich die Zerbrechlichkeit fremder wie der eigenen Existenz erahnen und zugleich eine Vorstellung von Handlungsoptionen entwickeln.

Das ganze Aristotelische Theater läßt sich auf diese Weise interpretieren: Es projiziert Bilder von Möglichkeiten, von "Richtigem" und "Falschem", wie auch von "anderem" Leben, durch die sich die Zuschauer berühren lassen. Sie identifizieren sich, wehren sich, sie erschrecken, sie erschauern (auch darin steckt "schauen"), sie lachen und weinen, sie sind bewegt. Alle Kulturen kennen kultische, religiöse, weltliche Schauspiele und Spektakel, durch die das Publikum sowohl mit Mores und Leges, als auch mit "Abweichung" konfrontiert wird und auf die es in offener (Applaus & Buh) wie innerer Zwiesprache reagieren kann. Lange vor Film und Fernsehen haben Theater und Schauspiel den Zuschauer in Spiegelbilder von Schicksalen schauen lassen und Modelle der Schicksalsgestaltung offeriert, um darüber das eigene Leben reflektieren und das eigene Handeln in Betracht ziehen zu lassen. Auf diese Weise haben Menschen seit jeher "gegaufft", also mit vor Staunen offenen Mündern auf das gestarrt, was Niklas Luhmann (1990:59ff.) "Kontingenz" nennt: Darauf, daß ganz anderes möglich und alles andere auch der Fall sein könnte.

Was eignete sich für die Repräsentation von Kontingenz besser, als die Katastrophe? Bei Millionen Urlaubsflügen repräsentiert "Birgenair" den Fall, den niemand will, aber doch sein könnte. Als anonyme Darsteller vergegenwärtigen die Opfer den Nichtbetroffenen, daß das Leben jederzeit eine andere Wendung nehmen kann. Wer die Beobachter beim Beobachten von Unfällen und Katastrophen beobachtet (statt sie ohne Federlesen als perverse Gaffer zu denunzieren), der wird viele Anzeichen für diese Ambivalenz, diese Wechselbäder aus Distanzierung und Engagement (vgl. Elias, 1987) erkennen können. Wenn z.B. beim Fahrradunfall eines kleinen Jungen gesagt wird: "Oh Gott, oh Gott, ich darf gar nicht dran denken, - wenn das meiner wäre!", und sich dabei die Fingernägel in die Handflächen bohren, daß die Knöchel ganz weiß werden, dann spürt man, daß hier nicht gegafft wird, sondern sich ein Mensch mit einer Situation auseinandersetzt, die ihn zutiefst erschreckt und die er dennoch nicht verdrängt, sondern in die er sich, ganz wie im aristotelischen Theater, hineinversetzt, um sich ein eigenes Bild, eine Projektion, davon zu machen, wie man sich wohl verhielte, wenn es das eigene Schicksal wäre. Zugleich aber handelt es sich um ein Hineinversetzen, das die Kontrolle nicht verlieren will. So wie sich viele bei gruseligen oder blutrünstigen Szenen dem Sog durch distanzierende Beruhigungen entreißen ("... ist doch

nur ein Film!"; "... ist doch nur Ketchup!") oder einfach die Augen schließen, so wird auch bei realen Dramen versucht, sich in Distanz zum Furchtbaren zu bringen. Sätze wie: "Das darf doch nicht wahr sein!", "Das ist doch nicht möglich", oder "Das glaube ich einfach nicht!", werden von Opfern wie Zuschauern am häufigsten gebraucht.

Entwicklungen

Von hier aus wird verständlich, warum sich Katastrophe und Katastrophendarstellungen, oder auf generellem Niveau, Wirklichkeit und Bild, so ähneln und zugleich so fern sind. Die Darstellung bringt unsere elementaren Gefühle auch dann zum Schwingen, wenn das Dargestellte weder die Wirklichkeit *ist*, noch der Realität entspricht. Die meisten Katastrophenfilme bedürfen gar keiner Katastrophe, um große Gefühle hervor zu rufen. Zumeist werden die Katastrophen nur als Katalysatoren benutzt, die die ohnehin vorhandenen Konflikte und Affekte zwischen den Handelnden nur beschleunigen oder verstärken. Wenige Katastrophenfilme verdienen den Namen. Der Film „Alive“ („Überleben“, USA 1992, Regie Frank Marshall) gehört zu dieser Kategorie; er schildert die wahre Geschichte eines Flugzeugabsturzes in den Anden im Oktober 1972, bei dem die Überlebenden über 90 Tage bis zur Rettung ausharren mußten. Dort ist die Katastrophe Grund und Bedingung allen Entscheidens und Handelns, die Konflikte und Affekte der Handelnden müssen ihr, um überleben zu können, nachgeordnet werden. Gute Katastrophenfilme ermöglichen genau diesen doppelten Distanzierungsprozeß hin zu einem doppelten Probehandeln, bei dem das Affektive unter Kontrolle und die harten Fakten des Situativen so rational wie möglich kalkuliert werden müssen. Die schlechten Bebilderungen von Unfall und Katastrophe wühlen dagegen nur auf, stimulieren das Affektive und überhöhen es mit allen Mitteln der Ästhetisierung: *l'art pour l'art*, reiner *thrill*.

Diese Hyperästhetik und „Entertainisierung“ der Darstellungen anästhesiert das authentische Fühlen und erzeugt eine Seelenleere, die mit jedem pyrotechnischen Feuerwerk sehnsuchtsvoller zu Bewußtsein kommt. Der Wunsch bahnt sich nach vorn, einmal sehen zu wollen, wie es *wirklich* ist und mehr zu fühlen, als die Realität eines Kinossessels oder einer vom Lokalredakteur aufgeblähten dpa-Nachricht.

Sehen, wie es wirklich ist - wann könnte man es unverstellter als in jenen Momenten, in denen die Kontrolle verloren geht und Menschen die Beherrschung verlieren - ihre eigene wie auch die über ihre äußere Welt? Nach Untersuchungen der Bundesanstalt für das Straßenwesen (BASt 1986; 1990; 1991; 1992) kommen auf jeden der 2,3 Millionen Verkehrsunfälle pro Jahr zwischen 16 und 26 Zuschauer. Bei Brandfällen, sogar zwischen Mitternacht und Morgen, ballen sich die Zuschauer, hängen sich Schaulustige wie Kletten an die Einsatzfahrzeuge. Den Untergang der "Herald of Free Enterprise" am 06. März 1987 in der Hafenausfahrt von Zeebrügge, bei dem 134 Menschen den Tode fanden, besuchten in den *darauf folgenden* zwei Wochen mehr als 150.000 "Katastrophen-Touristen". Deutsche Busunternehmen boten Kaffeefahrten zum Unglücksort an. Der Tanklastwagen-Unfall in Herborn, der am 07. Juli 1987 sechs Häuser in Schutt und Asche legte, animierte allein in den ersten drei Wochen nach dem Unfall rund 100.000 Menschen zu einem Trümmerrund-

gang. An Wochenenden brachten, wie in und um Zeebrügge, die einströmenden "Katastrophen-Touristen" den Verkehr zum Zusammenbruch (vgl. Crainer, 1993). In Köln, während des Rheinhochwassers zur Jahreswende 1993/94, pilgerten an den Wochenenden Zehntausende und an jedem Wochentag Tausende in Richtung Altstadt. Die Stelzenwege für die betroffenen Anwohner brachen an manchen Stellen unter der Last der Schaulustigen zusammen, ganz besonders dort, wo man Opfern in die überflutete Wohnstube schauen konnte. Pfiffige Bootsbesitzer boten gegen Bares Rundfahrten durch's Katastrophengebiet an, in Koblenz verlor ein lokaler Sender Schnorcheltouren für ganz Mutige.

Die Einsatzkräfte von Polizei, Feuerwehr, Rettungsdiensten und Katastrophenschutz sprechen inzwischen von einer neuen Qualität des Umgangs mit Extremereignissen (vgl. "Messer im Wasser...", 1994). Es gehe nicht mehr nur um Neugier und Sensationslust und um Unbedarfte, die Zufahrtswege zuparken und hindernd im Wege stehen. Immer häufiger gehe es um Zuschauer, die in den Gang der Dinge eingriffen - jedoch nicht etwa um zu helfen: So wurden während der Flußhochwässer an Rhein und Neckar 1993 an verschiedenen Stellen Sandsäcke herausgezogen und Spundwände gelockert, wurde in lawinengefährdeten Gebieten mit Schneebällen und Steinen geworfen, wurde am Kamm eines absturzgefährdeten Hanges bei Kröv an der Mosel durch Springen und Lostreten von Erdbrocken versucht, den Absturz auszulösen. (Am 23.05.1992 ist der Hang dann aus Sicherheitsgründen durch gezielte Sprengung zum Abrutsch gebracht worden.)

Woraus besteht nun diese neue Qualität? Auf der einen Seite in einem sprunghaften Anwachsen des Zuschauens selbst, bis hin zu eigenständigen Ausdrucks- und Organisationsformen (vgl. Opaschowski 1995). Nicht nur nach Zeebrügge wurden kommerzielle Ausflugsfahrten angeboten, sondern auch zu gestrandeten Walen an die Ostsee, zum havarierten Holzfrachter „Pallas“ und, neben vielen weiteren „Highlights“, zum Ausbruch des Ätna im Dezember 1991, bei dem italienische Pioniere und die US-Marine mit Sprengungen und Zementblöcken versuchten, die Lavamassen in ein unbewohntes Tal umzuleiten. Zahlreiche Katastrophen wurden zu dauerhaften touristischen Attraktionen, wie z.B. die Eruption von Mount St. Heien im US-Staat Washington. Sie führte zu einem „Disaster-Monument-Parc“, der jährlich Hunderttausende anlockt und der Region ein stabiles Wirtschaftswachstum bescherte, zu einem 3-D-Kino in Seattle, das ausschließlich den Vulkan ausbruch zeigt, sowie zu einer „Devotionalien-Industrie“, die vom „Mt.St. Helen-Eruption“-T-Shirt bis zu kleinen Glasamphoren mit „Helen's Ashes“ alles bietet, was dem Katastrophenlieb und teuer ist.

Die andere Seite der neuen Qualität besteht in einer Veränderung des Verhaltens selbst. Noch handelt es sich dabei um Ausnahmefälle, um Wenige, die die Rolle des Zuschauens und Vorstellens, auch des Nachstellens (im doppelten Sinne als nacherlebend Vorstellende und als hinterher Jagende) ablegen und als Täter ins Geschehen eingreifen. Gleichwohl lassen sich an ihnen die Grundzüge der Veränderung erkennen. Es geht dabei nicht mehr um ein möglichst authentisches Dabei-Sein oder um den möglichst unverstellten Zugewinn von Vorstellungskraft, auch geht es nicht mehr nur um die Teilhabe am Außergewöhnlichen, Nichtalltäglichen, wie es Michael Balint (1972) als "Thrill" beschrieben hat, sondern es geht um den Thrill selbst, genauer noch, um die Herstellung des Ichs durch Thrills.

"To be somebody" formuliert den zentralen Schlüsselsatz des amerikanischen Traums und die Programmatik der Identitätsbildung und -erhaltung schlechthin. In Arthur Millers "Der Tod des Handlungsreisenden" (1949) wird er ebenso bemüht wie in soap operas. Kunst wie Kitsch reflektieren gleichermaßen, was Menschen am wenigsten sein wollen: Ein Niemand, ein Nichts, eine Null. Wahrgenommenwerden ist folglich Bedingung der Existenz, zugleich ihres sie erst konstituierenden Wirkens. Jedes auf Wahrnehmung und mehr noch auf Beachtung zielende Wirksamwerden muss den Durchschnitt durchstoßen und damit konsequenterweise anstoßen - an die eigenen Grenzen wie an die Grenzen des längst Gefügten und all der anderen Mitwirkenden - letztlich auf Konkurrenz und Tradition, weshalb Anstöße schnell anstößig wirken und Grenzüberschreitungen die nach- und eindrücklichsten Erfahrungen hervorrufen. Im radikalsten Sinne gilt dies für den Tod. Ihm ein Schnippchen zu schlagen, läßt die eigene Existenz am stärksten fühlen. Bungee-Jumping, U-Bahn-Surfen, Free-Climbing und andere Extremsportarten machen dieses Schnippchen verfügbar (vgl. Le Breton, 1995; Knobbe, 2001) Die Konfrontation mit dem (zumindest potentiell möglichen) Tod verschmilzt den Thrill mit existentieller Authentizität: Thrill ergo sum

Nochmals verändern sich die Bedingungen des Wahrgenommenwerdens und damit die Chancen auf überdurchschnittliche Identität in einer zunehmend medial vermittelten Welt. Dort wird nur wirklich, wer in und über die Medien wirksam wird (vgl. Türcke, 1994). In die Medien aber gelangt nur, wer überdurchschnittlich auffällt oder sich extrem nahe kommen läßt - in Talk-, Lifestyle- und Sexshows, als Opfer, Täter oder Hinterbliebener von Unfällen, Katastrophen und Gewalttaten (vgl. Graaf, 1992; Schrep, 1996), schließlich live bei allen intimen Verrichtungen, bei Krankheit, Alter und Tod, beim Autounfall, bei der Verfolgungsjagd, bei Straftaten oder sogar beim Töten (vgl. Gehrman/Kostede, 1993; Nordhausen/v. Billerbeck, 1993; Buch, 1995).

Zumindest bislang galt es als unmoralisch, bei extremer Nähe zuzuschauen. Für die Nicht-Gaffer, sozusagen die übrig gebliebenen „moralisch Korrekten“, repräsentiert das Wort "Pietät" den kategorischen Imperativ. Wo das Leben seinen sozialen Umhüllungen enträt, unverhüllt und somit ungeschützt zum Vorschein kommt, soll, so die sozial korrekte Konvention, die Gegenseite in Verantwortung eintreten und aus Ehrfurcht, Respekt und Rücksichtnahme, vielleicht auch aus Scham und Schicklichkeit, schützend den Blick von selber senken. Insofern ist der moralische Impetus wider das Gaffen zuvörderst ein sozialer Schutzmechanismus: Die Entblößten werden nicht auch noch bloßgestellt, weil die Blöße ihre soziale Verhüllung findet. Anscheinend aber schwindet die normative Bindekraft von "Pietät", wird die soziale Übereinkunft zur wechselseitigen sozialen Abschirmung brüchig. Was hat sich verändert und was tritt an dessen Stelle?

Ganz offensichtlich treten die Gaffenden nicht mehr in ihre soziale Verantwortung ein: Entblößtes findet nicht mehr unter allen Bedingungen eine soziale Verhüllung. Insofern scheinen Ehrfurcht, Respekt und Rücksichtnahme vor dem Nächsten keine zentrale Rolle mehr zu spielen. Dem entsprechen allerdings Veränderungen auf der Gegenseite: Die Entblößten entblößen sich selbst, willentlich, oft genug ohne Anzeichen von Skrupel, insbesondere im Rausch einer (ver)lockenden Berühmtheit, wie sie das medial inszenierte

öffentliche Wahrgenommenwerden in Aussicht stellt. Die öffentliche Inszenierung des Privaten (und Privatesten) hatte die Entblößung bereits in Sendeformate ausdifferenziert, lange bevor den Beteiligten, den aktiven wie passiven, die Scheidung in Entblößtwerden und Entblößen in aller Konsequenz bewußt wurde.

Tatsächlich änderte die Scheidung in Selbstentblößung und Entblößt-Werden die Geschäftsgrundlage ehemals pietätvoller "Sozialpartnerschaft". Angesichts eines täglich anschwellenden Selbstentblößungsandrangs muß Pietät als soziale Generalmobilmachung zur Verhüllung aller Blößen wie ein vorgestriger Fundamentalismus erscheinen und somit schlicht lächerlich werden. Angemessener erscheint da die klassische Maxime: „hic Rhodus, hic salta!“ Wer sich bis zum letzten entblößt, um bis zur Spitze medialen Wahrgenommenwerdens zu gelangen, der soll auch damit klarkommen - ansonsten: Pech gehabt!

Schaut man genauer hin, läßt sich die Integration des Marktkalküls im Privaten erkennen: Die Entblößten entblößten sich um einer öffentlichen Identität willen, die sie dann auch privat zu mehr macht, als sie vorher je waren oder im Privaten je hätten werden können. Manchen gelingt dabei die Transformation ihrer privaten Blöße in Image (Verona Feldbusch oder "Zlatko" mögen hier jeweils Pate stehen), andere bleiben die bloße Trägersubstanz des kollektiv konsumierten "Thrills" individuell dargebotener Selbstentblößung. Die Zuschauer wohnen diesen Selbstverwurstungen mit dem gleichen Vergnügen bei wie Millionärs-Ratespielen. Und wie es dort nicht um Wissen, schon gar nicht um Bildung geht, sondern ums Zocken, also das mühelose Reichwerden, so geht es bei der Selbstentblößung auch nicht um Intimität oder gar Identität, sondern ums anstrengungslose „Jemand-Bekommen“ durch Berühmt-Werden.

Für die Zuschauer ist die Blöße des medialen Gegenüber der Grund des Hinsehens, wird Hinschauen zum probaten Mittel, um erblicken zu können, was im Alltag noch verborgen bleibt, verborgen wird oder Verbergung findet. Das sich gleichwohl für alle und alsbald auch im Alltag Verändernde wird über die Zuspitzung der Zweck-Mittel-Relation erkennbar: Wenn Hinschauen das Mittel ist, mit dem sich der Grund des Hinschauens nicht nur erhalten, sondern steigern läßt, dann wird aus der dargebotenen Entblößung eine beabsichtigte und gewollte soziale Bloßstellung. Stefan Raab's "TV total" bedient sich exakt dieses Mittels und ping-pongt es zur allgemeinen Verfügbarkeit in den Alltag zum allgemein verfügbaren Spielmaterial. Ob sich die Hinschauenden dessen bewußt sind oder nicht, in jedem Falle ist das Hinschauen bereits die Veränderung der sozialen Dynamik selbst. Das Hinschauen macht die soziale Bloßstellung zum Zweck, weil umgekehrt das Wegschauen die reale Entblößung der Wahrnehmung entzöge und dadurch soziale Verhüllung bezweckte (also Stefan Raab, um beim Beispiel zu bleiben, alleingelassen über seine eigenen Witze lachte). So gesehen ist Hinschauen keineswegs nur Anschauen. Es ist vielmehr soziales Handeln im Weberschen Sinne (Weber 1972:1), ein auf das Verhalten anderer bezogenes, daran orientiertes aktives Tun, - im angesprochenen Falle willentliches Entblößen, Gegenteil von Schutz, folglich: Attacke. Nirgendwo wird diese aggressive Seite deutlicher als bei den Raabschen Entblösungen. Sie verschmelzen durch die von Raab betriebene Meta-Entblößung das Selbstentblößen seiner Opfer mit einem nochmaligen Entblößtwerden und überführen es in öffentliche Bloßstellung. Aus dem gewollten „Jemand-Werden“ durch

„Berühmt-Bekommen“ wird Peinlichkeit und Schadenfreude.

Die Radikalisierung der sozialen Positionen tritt damit unverstellt zutage. Das Hinschauen stellt eine Entscheidung gegen das Wegschauen und, im sozialen Sinne, gegen das Beschützen des (ins Peinliche gerückten) Nächsten dar. Die Verweigerung von Beistand erscheint desto verwerflicher, je stärker die Betroffenen von der Fähigkeit zur Notwehr entblößt wurden. Vielleicht gelingt noch die Fesselung des fremden Blicks durch die Bannkraft festen Zurückblickens; im schlimmsten Falle aber kann die Blickattacke nicht mehr aus eigener Kraft bekämpft, nicht mehr abgewehrt werden. Was bleibt, ist das zu tun, was der Andere tun müsste: den Blick zu senken. Doch dieses Senken ist kein Schutz, sondern bedingungslose Kapitulation, ein Sich-Dreinschicken ins Unabwendbare, letzte Selbstabschließung beim Verzehrtwerden. An dieser Stelle beginnt ein feindseliges, die Würde raubendes, Schutz verweigerndes, bloßstellendes Entblößen und damit eine Kriegserklärung an Sozialität. Somit wäre zu fragen, was die Brutalität eines durch keine Geste verfriedlichten Draufschauens attraktiver macht, als eine Verfriedlichung des Blicks zu mitfühlender Nähe und pietätvollem Ablassen?

Möglichkeiten

Sobald wir die Bedeutung von Sehen, Zusehen und Vorstellen erkennen, werden wir Gaffer nicht länger für unsozial, voyeuristisch, störend, böswillig und beseitigungswert halten können. Damit entfällt auch die scheinbar rationale Grundlage für die Forderung nach möglichst harten Sanktionen, nach Bußgeldern (bis 10.000 DM) und pauschalen Zwangsverpflichtungen, nach Platzverweisen und Festnahmen. Viel wichtiger wird statt dessen die Frage, wie aus einem unbeteiligten Zusehen ein mitfühlendes Hinsehen und daraus schließlich ein engagiertes Helfen werden kann. Das jedoch erhält nur, wer Menschen wie Menschen behandelt.

Eingangs war das Ziel einer rationalen Einsatzabwicklung als Managementaufgabe umschrieben worden, bei der es darauf ankommt, möglichst vielen so schnell wie möglich und so gut wie möglich zu helfen. Dies schließt eine Menschenführung ein, die diese Optimierung nicht als Vernutzung der verfügbaren Ressourcen versteht, sondern die die Belastungen des Einsatzes möglichst gering hält und vermeidbaren Verschleiß unterbindet. Schon aus diesem Grunde sollte man die emotionale Dynamik nicht geringschätzen, die einem in Richtung Verteufelung und Kriminalisierung verlaufenden Polarisationsprozeß gegenüber Neugierigen entwächst.

Zu den fürsorglichen Gründen treten weitere hinzu. Gesetze und Vorschriften, die sich nicht exekutieren lassen, z.B. weil eine Beweissicherung kaum möglich oder Rechtsgleichheit nicht zu gewährleisten ist (was z.B. wäre ein schwere oder weniger schwere Gaffat?), führen den Rechtsstaat ad absurdum und die Exekutivorgane in die Krise. Gleiches droht von der Gegenseite. Gesetze und Vorschriften, die von der Bevölkerung nicht als Werte und Normen gelebt und anerkannt werden, sind zwar legal, erscheinen aber nicht als legitim. Geltung und Gültigkeit fallen auseinander, ein Unrechtsbewußtsein existiert nicht und damit

auch kein moralischer Druck, der die Verhältnisse zum Besseren wendet.

Am eindrucksvollsten aber ist die numerische Seite der Problematik. Auch wenn die folgenden Zahlenangaben auf teilweise stark abweichenden Schätzungen beruhen, (es gibt keine Neugierigenstatistik), sind sie für die Argumentation aufschlußreich: Den Untergang der "Herald of Free Enterprise" am 06. März 1987 im Hafen von Zeebrügge, bei dem 134 Menschen den Tode fanden, haben in den darauf folgenden Wochen mehr als 150.000 "Katastrophen-Touristen" besucht. Der Tanklastwagen-Unfall in Herborn, der am 07. Juli 1987 sechs Häuser in Schutt und Asche legte, animierte allein in den ersten drei Wochen nach dem Unfall rund 100.000 Menschen zu einem Trümmerrundgang. An Wochenenden brachten die sogenannten "Katastrophen-Touristen" den Verkehr zum Zusammenbruch. In Köln, während des bereits zitierten Rheinhochwassers zur Jahreswende 1993/94, pilgerten an den Wochenenden Zehntausende und an jedem Wochentag Tausende in Richtung Altstadt. Wie will man derartiger Massen Herr werden? Sie gar mit Bußgeldern belegen, zu Rettungsarbeiten zwangsverpflichten oder für die Teilnahme an Erste-Hilfe-Kursen herauspicken?

Wenn man bedenkt, daß zu den Höhepunkten der Anti-Atom-Bewegung, (Brunsbüttel, Grohnde, Kaikar) zwischen 5.000 und 15.000 Polizisten im Einsatz waren, daß das Geleit des Castor-Transports (24./25.04.95) 6.500 Polizisten notwendig machte, wird man ermes- sen können, was eine wirksame Verhinderung von Neugierigen in der Größenordnung von Zeebrügge, Herborn oder Köln abverlangen würde. Ist das leistbar? Und ist es wünschens- wert, **Hilfseinsätze** unter Polizeischutz ablaufen zu lassen und die dabei auftauchenden Menschen als potentielle Straftäter wahrzunehmen und zu behandeln?

Die Einsatzkräfte und ihre Führungen wissen längst, daß eine konfrontative, gesetzlich sanktionierende Intervention personell nicht leistbar ist. Dies gilt insbesondere für Groß- ereignisse, trifft aber auch im kleinen zu. Selbst bei Verkehrsunfällen oder Wohnungsbrän- den wären die **Einsatzkräfte** überfordert, sollten sie auch noch auf rechtsstaatlich angemese- sene Weise gegen den **Tatbestand des Gaffens** einschreiten. Was also ist zu tun? Soll man resignieren? Den Ärger über Behinderungen in sich hineinfressen?

Die Lösung ist viel einfacher. Die sogenannten Gaffer und Katastrophentouristen werden nur deshalb zu einem Problem, weil man sie ausschließlich aus einer Negativ-Perspektive wahrnimmt. Ihnen werden **bestrafenswerte** Motive unterstellt, vor allem aber wird ihnen überhaupt nicht zugetraut, etwas ganz anderes zu sein und etwas ganz anderes zu können: nämlich potentielle Helfer, die zur Selbstregulierung und zur Kooperation in der Lage sind.

Tatsächlich zeigen Erfahrungen aus anderen Ländern, daß schon mit relativ einfachen Mitteln Neugierige dazu gebracht werden können, sich im Sinne der Einsatzabwicklung vernünftig zu verhalten. Das Haupthindernis sind dabei nicht die Neugierigen, sondern die Dominanz falscher Vorstellungen, die aus neugierigen Menschen sensationsgeile Monster formen.

Der erste Schritt auf dem Weg zu einem kooperativen Umgang mit einer sehr ursprüng-

liehen, den Menschen ausmachenden Antriebskraft, der Neugier, hat also darin zu bestehen, diese Antriebskraft anzuerkennen und zu akzeptieren.

Der zweite Schritt ist darauf zu richten, Umgangsformen zu entwickeln, durch die neugierige Menschen dennoch als Menschen behandelt werden.

Der dritte Schritt geht dann hin zur Entwicklung von Maßnahmen und Einsatzkonzepten, durch die Neugierige geeignet angesprochen, einbezogen und gelenkt werden können.

Alle drei Schritte zusammen ermöglichen einen grundsätzlich anderen Umgang mit einem Phänomen, dessen Emotionalisierung nur zu kontraproduktiven Effekten führt, nicht aber zu Lösungen:

Neugier ist eine menschliche Wesensart. Ohne sie gäbe es kein Vordringen ins Unbekannte, keine Wissenschaft, keine Kultur. Ohne Versuchung keine Versuche, ohne Versuche keine Entdeckungen und keine Irrtümer. Ohne Irrtümer gäbe es jedoch auch keine Korrekturen. Die Scheiternsfälle, und damit auch Unfälle und Katastrophen, sind der empirische Beweis für mangelndes Vermögen. Von daher sind die Scheiternsfälle die Mahnmale, die Korrektur einfordern und zugleich die Chance zur Reflexion über Versuch und Irrtum gewähren. Auch deswegen dürfen die Zäsuren des **Scheiterns** nicht unter den Teppich gekehrt werden. Je mehr Menschen mit dem Scheitern des Menschen konfrontiert werden, desto größer die Chance für Besonnenheit und Vorsicht, für Innehalten und Sinnsuche. Man frage einmal Helfer, die in Ruanda, Somalia, Armenien oder im Sudan waren, was ihnen im Leben wichtig ist. Man befrage die sogenannten Gaffer bei einem schweren Unfall, was ihnen durch den Kopf geht. Sie denken an ihre Familie, daran, was wäre, wenn es ihnen so erginge. Mit anderen Worten: Die Neugierigen suchen nicht ausschließlich den Nervenkitzel, die Sensation, das Grauen, sie identifizieren sich auch mit dem Furchtbaren, das jeden treffen kann. Diese Energie, die auf abstrakterem Niveau allein in Deutschland jährlich über 7 Mrd. DM Spendengelder einbringt, wartet nur darauf, konstruktiv adressiert zu werden.

Konstruktive Adressierung meint, am Mitgefühl anzuknüpfen und kenntlich zu machen, daß es der Mithilfe bedarf, um Scheitern mildern und überwinden zu können. Eine solche Ansprache wird jedoch nur gelingen, wo die Denunziation (Gaffer, Voyeur) ebenso unterbleibt, wie der Kommandoton (Weg frei! Stören Sie nicht!). Und es bedarf vor allem bei den Hilfeleistenden der Einsicht, daß sie, trotz aller Spezialisierung und Professionalisierung, das Helfen nicht gepachtet haben und die Einsatzorte nicht als Lehen auf Lebenszeit besitzen. Vielmehr sollte auch einmal darüber nachgedacht werden, warum das erste Glied der Rettungskette, die spontane Laienhilfe, zunehmend schwächer geworden ist. Könnte es nicht sein, daß die "Weg-Da-Jetzt-Kommen-Die-Retter"-Attitüde der Hilfeleistungsorganisationen die Laien ganz massiv in die Zuschauerrolle gedrängt haben?

Worum es zu gehen hätte, wäre doch, die an die Einsatzorte strömenden Menschen als potentielle Ersthelfer zu sehen, sodann als potentielle Mitglieder einer Organisation, in jedem Falle aber als eine potentielle Ressource, die, bei geeignetem Ressourcen-Management, den ambivalenten Status des passiven Zuschauers auf angenehme Weise

überwinden kann, indem miterlebt und mitgeföhlt werden kann, was die organisierten Helfer am meisten motiviert: sich als ein Mensch erleben zu dürfen, der gebraucht wird, der nützlich ist, der etwas Gutes und Richtiges getan hat.

Deswegen sollten Einsatzkräfte darauf trainiert werden, Menschen nicht als perverse Gaffer und Belästiger wahrzunehmen, sondern als Mitmenschen, die mithelfen können. Zehn Armbinden im Einsatzfahrzeug mit der Aufschrift "Ordnungskraft" helfen ebenso Wunder wie Trassenband. Aus sogenannten Gaffern werden flugs wichtige Helfer, die selbstorganisierend Platz schaffen, Wege freihalten und damit positiv entlasten. Einfache Anweisungen wie z.B.: "Haken Sie sich bitte unter, bilden Sie eine Kette entlang unserem Einsatzweg", Aufrufe nach Freiwilligen für notwendige Hilfen (vom Botendienst bis zum Kaffeekochen) oder nach "Kameraleuten" für die Dokumentation domestizieren erstaunlich gut (vor allem die Videofilmer und Actionknipser!). Es bedarf ein wenig Phantasie, vor allem eines vorgängigen Brainstorming, um im Einsatz auf kreative und alle überraschende Weise einbinden zu können. Die Erfahrung mit derartigen Maßnahmen zeigt, daß die Neugierigen auch Begierige sind und gern mittun. Dies bedeutet nicht, daß es einen Anteil gibt, der nicht mittun will und sich nicht einbinden läßt - er ist jedoch erstaunlich klein und er wird erstaunlich schnell "kuriert" - ganz ohne Gesetze, Bußgelder und generelle Strafandrohungen.

Wir sollten wieder lernen, Menschen als Menschen zu behandeln und wir sollten darauf vertrauen, daß Menschen zwischen falsch und richtig unterscheiden können. Niemand ist so dumm, sich nicht selbst als Opfer von Unglück und Katastrophe sehen zu können und zu wissen, wie wichtig schnelle Hilfe ist. Bieten wir also eine Hilfe an, die diese Grundeinsicht hin zu aktivem Mithelfen unterstützt und befördert!

Becker, Barbara/Michael Paetau (Hrsg.): Virtualisierung des Sozialen. Frankfurt am Main; New York: 1997

Benz, Ute: Jugend, Gewalt und Fernsehen. Berlin: 1997

Claas, Jürgen: The Day After. Köln: 1983

Demandt, Alexander: Vandalismus. Berlin: 1997

Dombrowsky, W.: "Katastrophen-tourismus - vom Gaffer zum Helfer?", 4. Seminar über Großschadensereignisse der Berliner Polizei und Feuerwehr, 13./14.10.1994, Seminarband, Berlin 1995 (ISSN 0948-1559)

Eco, Umberto: Apokalyptiker und Integrierte. Frankfurt a. M.: 1984

Gries, Rainer; Ilgen, Volker; Schindelbeck, Dirk: 'Ins Gehirn der Masse kriechen!'. Darmstadt: 1995

Hamacher, Werner. Entferntes Verstehen. Hrsg. von Karl Heinz Bohrer. - Frankfurt am Main: 1998

Heuermann, Hartmut: Medienkultur und Mythen. Hamburg: 1994

Innis, Harold A.: Kreuzwege der Kommunikation. Hrsg. von Karlheinz Barck. - 1997: 1997

Karpf, Ernst/Doron Kiesel/ Karsten Visarius (Hrsg.): Kino und Tod. Marburg: 1993

Löffelholz, Martin (Hg.): Krieg als Medienereignis. Opladen: 1993

Lübbe, Hermann: Modernisierung und Folgelasten. Berlin: 1997

Meyer-Larsen, Werner: Der Orwell-Staat 1984. Reinbek bei Hamburg: 1983

Generation und Gedächtnis. Hrsg. von Kristin Platt; Mihran Dabag. - Opladen: 1995

Schacter, Daniel L.: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*. Rowohlt 1999
Schacter, D.L.: *Searching for memory: The brain, the mind, and the past*. New York: Basic Books. 1996
Schacter, D.L., Coyle, J.T., Fischbach, G.D., Mesulam, M.M., & Sullivan, L.E. (Eds.): *Memory distortion: How minds, brains, and societies reconstruct the past*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1995
Sennett, Richard: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Frankfurt a. M.: 1983
Sennett, Richard: *Der flexible mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag 1998
Seppmann, Werner: *Dialektik der Entzivilisierung*. Köln: 1995
Singer, Eleanor; Endreny, Phylles M.: *Reporting on Risk*. New York: 1993
Squire, Larry R./Kandel, Eric R.: *Gedächtnis. Die Natur des Erinnerns*. Spektrum Akademischer Verlag 1999
Virilio, Paul: *Krieg und Fernsehen*. Frankfurt am Main: 1997
Weber, Hannelore: *Ärger*. Weinheim/München: 1994
Welzer, Harald: *Verweilen beim Grauen*. Tübingen: 1997

Dr. Wolf R. Dombrowsky
Katastrophenforschungsstelle,
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel,
Olshausenstr. 40
24098 Kiel
(0)431 880 3465
wdombro@kfs.uni-kiel.de
www.kfs.uni-kiel.de